

Leben und Wirken Albert Oeris

Autor(en): Peter Dürrenmatt

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1952

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/84240daa-16ea-4c9f-8da8-8e198dcbf5d2>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Leben und Wirken Albert Oeris

Von Peter Dürrenmatt

Stellen wir Gestalt und Wirksamkeit Albert Oeris in den Zusammenhang mit seiner Zeit hinein, so wird einem bald bewußt, wie sehr er beides gewesen ist: eine unbedingt eigene Persönlichkeit und dabei durchaus eine Gestalt seiner Epoche. Der Journalist Albert Oeri, der kein führendes Parteiblatt leitete, und der Politiker Albert Oeri, der selbst innerhalb der kleinen liberalen Fraktion der Bundesversammlung noch als Einzelgänger erschien, war trotzdem kein Außenseiter. Er war ein Zeitgenosse der Schultheß, Heinrich Walther, Motta, Minger, Ilg, Grimm usw. Er ragt durch die Kraft seiner echten Originalität zwar aus dem Durchschnitt heraus, aber er hatte in keinem Augenblick den Ehrgeiz, den gegebenen Rahmen zu sprengen. Wir müssen, wenn wir darangehen, sein Leben und Wirken nachzuzeichnen, diese stets innerhalb ihrer Zeit sehen und begreifen. Wir werden erst dann Oeris schlichter Größe gerecht werden.

Jakob Albert Oeri ist am 21. September 1875 in Schaffhausen geboren worden, als Sohn des Gymnasiallehrers Johann Jakob Oeri und dessen Gattin Adele, geb. Oswald. Während die Mutter aus schaffhausischem Geschlecht stammte, gehörte der Vater einer baslerischen Familie an, die ursprünglich in Zürich ansässig gewesen war, wo im späten Mittelalter einige ihrer Vertreter im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt hatten. Als der junge Oeri sechs Jahre alt war, zog die Familie nach Basel. Der Vater war als Lehrer der alten Sprachen an das Humanistische Gymnasium gewählt worden. In Basel wuchs Albert Oeri zusammen mit zwei Brüdern und drei Schwestern auf; dort besuchte er die Schulen.

Der erste Lebensabschnitt spielte sich im Rahmen einer Familie ab, in der die Verbindung von christlichem mit humanistischem Geist, die man später Oeri als Wesenszug nachge-

rühmt hat, schon Tradition war. Albert Oeris Großvater war Pfarrer in Lausen. Er war verheiratet mit der Schwester von Jacob Burckhardt, und durch sie war Oeri der Großneffe dieses Mannes, der für sein späteres Denken so bestimmend wurde. Das Lausener Pfarrhaus galt als geistiges Zentrum. Der Geist des Elternhauses von Albert Oeri war im großväterlichen Haus empfangen worden; es war der Geist des kultivierten, aber einfachen bürgerlichen Heims, in dem der philologische Beruf des Vaters den Ton bestimmte, in dem aber nichts von irgendwelcher Enge eines kleinen Beamtenhaushaltes spürbar war, sondern alles Interesse fand und auch öffentliche Fragen der Stadt, der Eidgenossenschaft und der Welt lebhaft verfolgt wurden. Das Ganze war durchwoben von einem warmen und unkomplizierten Patriotismus.

Bedeutsam an den ersten Lebenseindrücken dürfte sein, daß der junge Oeri in seine Umwelt selbstverständlich und ohne problematische Generationenkonflikte hineinwächst. Deshalb kann es nicht erstaunen, daß der herangewachsene junge Mann dem Vater nachstrebt und gleich diesem das Studium der Philologie ergreift. Dem Besuch des Gymnasiums folgen Studienjahre in Berlin und Göttingen. Sie schließen mit dem Dokorexamen an der Basler Universität in klassischer Philologie und Geschichte. Die Dissertation behandelte ein Thema aus Herodot. Der Student Oeri war Mitglied des Zofingervereins gewesen. Er blieb sein ganzes Leben hindurch der Zofingia verbunden. Die Diskussionen im Schoße der Verbindung weckten in ihm die Freude an der geistigen Auseinandersetzung, und diese blieb ihm Lebenselement.

Noch folgen kurze Wanderjahre. Albert Oeri nimmt eine Stelle als Lehrer am Gymnasium in Gotha an. Eine Anekdote, die er selbst zu verbreiten pflegte, erzählt, daß er, als er in Gotha begann (um allen Disziplinarschwierigkeiten den Boden zu entziehen), in der ersten Stunde der deutschen Klasse erklärt habe, er hätte die Schweiz verlassen müssen, nachdem er dort einen unbotmäßigen Schüler zu Tode geprügelt hatte! Die Ironie dieser Geschichte läßt jedenfalls erkennen, daß es Oeri kaum schwer gefallen sein dürfte, bald nach

dem Beginn in Gotha die Schulstube mit der Redaktionsstube zu vertauschen. Er benützte die Deutschlandzeit für Reisen, Verbindungen und Besuche; er schloß Freundschaften und fand solche. Dann kam im Frühjahr 1901 an den noch nicht Sechszwanzigjährigen der Ruf aus Basel: Pfarrer Otto Zellweger, Herausgeber der «Allgemeinen Schweizer-Zeitung», hatte Oeris eigentliche Gabe erkannt und fragte den gelegentlichen literarischen Mitarbeiter an, ob er bereit wäre, in die Redaktion seines Blattes einzutreten.

Es ist aus jenen Jahren eine Rezension erhalten, in der der neupromovierte Dr. phil. in einer deutschen philologischen Fachzeitschrift mit der Herodot-Arbeit eines Fachkollegen abrechnete. Die Gründlichkeit dieser wissenschaftlichen Buchbesprechung läßt erkennen, daß Oeri das Zeug zum kritischen Gelehrten gehabt hat; der geschliffene Stil und die sarkastische Schärfe der Formulierungen verraten aber auch eine kämpferische Note seines Wesens, die ihm als Journalist gewiß nützlicher werden konnte, als wenn er Professor geworden wäre. So fiel die Antwort an Pfarrer Zellweger im Frühjahr 1901 rascher und entschiedener aus, als sie Oeris Vater vielleicht erwartet hatte. Albert Oeri entschloß sich zum Ja und wurde, mit einem Jahresgehalt von 3000 Franken (ein damals üblicher Ansatz), als Redaktor der «Allgemeinen Schweizer-Zeitung» angestellt. Damit war ein Entscheid über sein Leben gefallen; er trat in jenen Beruf, der seinem Wesen entsprach, der seine Kräfte sich voll entfalten ließ, der mit einem Wort eine Berufung war.

Verweilen wir am Beginn dieses neuen Wegstückes seines Lebens und vergegenwärtigen wir uns, was für besondere Eigenschaften der junge Zeitungsschreiber in seinen Beruf mitbrachte, aus was für Grundlagen er sich zum Meister in seinem Fach erhob und sich zur hervorragenden Gestalt unseres öffentlichen Lebens zu entwickeln vermochte.

Eerbt es und eigenes Wesen schlossen sich in Albert Oeri zum ausgeglichenen Ganzen zusammen. Es fehlten in diesem Leben die aufwühlenden Krisen, oder sie wurden dem Betrachter nicht sichtbar. Wie ein Baum wuchs es aus dem Klei-

nen in das Größere, entfaltete es sich bis zur vollen, sichtbaren, umfassenden Gestalt. Von Hause wurde Albert Oeri Wichtiges mitgegeben. Da war einmal der Sinn für Stetigkeit. Man meisterte im Hause Oeri das Leben nicht durch einen handfesten Frieden mit der Macht der Tatsachen, sondern aus einem gläubigen Vertrauen. Man trieb keinen Kult mit dem Originellen, wohl aber pflegte man den Respekt vor jeder geistigen Leistung. Der Humanismus der häuslichen Atmosphäre strömte gleichsam aus doppelter Quelle, aus der natürlichen Lebensform einer gesunden Familie, in der Familiengeist und Teilnahme an allen öffentlichen Fragen dicht nebeneinander lagen — der Vater stand als Konservativer aktiv im politischen Leben —, und bildungsmäßig aus der klassischen Tradition, die im Hause eines Lehrers der alten Sprachen selbstverständlich erschien.

Zu dieser lebensnahen Stetigkeit, die fern von jeder spießbürgerlichen Selbstgefälligkeit war, gesellte sich die Freiheit der Atmosphäre. Wir spüren sie aus Briefen des jungen Oeri an seine Eltern, deren Ton gleich frei ist von jeder Unterwürfigkeit wie von angemessener Kameradschaftlichkeit; sie atmen den natürlichen Respekt des Sohnes vor den Eltern und lassen Eltern erraten, die ihre Kinder gewiß nicht immer wichtig, aber jederzeit ernst genommen haben. Man spürt, daß in diesem Boden die Wurzeln von Oeris großer Empfindlichkeit gegenüber verletzter menschlicher Würde und seiner überlegenen Toleranz zu suchen sind.

Zum ererbten Humanismus des Lebensstils gesellte sich, ebenfalls als Zugabe des Elternhauses, ein kräftiger Schuß von echtem und begeisterungsfähigem Idealismus. Diese Linie seines Wesens war bei Albert Oeri nicht ohne weiteres zu erkennen. Sie wurde fast scheu gehütet, war verdeckt von baslerischer Zurückhaltung und schweizerischer Nüchternheit. Aber — so verhalten sie war, sie war da. Vater Oeri war ein großer Verehrer Schillers. Die väterliche Verehrung vererbte sich auf den Sohn. Einmal zeugte Albert Oeri öffentlich für sie: im Gedenkblatt der «Basler Nachrichten» vom 9. Mai 1905, herausgegeben anlässlich des hundertsten Todestages von Schiller,

stellte Albert Oeri dessen ideales Wollen dem Zeitgeist gegenüber und bekannte sich zu Schiller als zum «großen und guten Menschen». Das edle Menschentum in Schillers Werk, der Idealismus des Dichters, sprachen Oeri an. Diese Seite seines Wesens kontrastierte nicht mit dem übrigen Realismus, sondern ergänzte ihn, erfüllte das Humane mit Leben. Oeri hatte einen starken Sinn für das Ideale, er hatte aber auch Sicherungen in seinem Wesen gegen irgendwelche idealistischen Verstiegenheiten.

Das Geschichtsbild, das für die Wirksamkeit des Journalisten Albert Oeri so bedeutsam wurde, dürfte — als er sich der Zeitungsschreiberei zuwandte — bereits fertig geformt gewesen sein. Auch es wuchs aus Grundlagen, die er mitbekam. Er soll sich mit dem Großonkel Jacob Burckhardt zwar nicht oft getroffen haben, aber die persönlichen Begegnungen wie die mit seiner Gedankenwelt dürften früh für ihn bestimmende geworden sein. In Albert Oeri wandelten sie sich zu einer unmittelbar in die Zeit hineinwirkenden Kraft. Schon im erwähnten Aufsatz über Schiller vom Jahre 1905 hatte Oeri vorausgesagt, die Welt werde wieder Zeiten durchmachen, «wo ihr Sicherheitsfanatismus durch höhere Gewalten über den Haufen gerannt wird, wo der Gedanke an den kommenden Morgen so ungewiß sein wird, daß es nicht möglich ist, ihn wie heutzutage zu kultivieren». Das war in jenen Jahren weit vorausgesehen, klang unzeitgemäß und kämpferisch zugleich; es konnte nur einer klaren Geschichtsauffassung entstammen. Zu ihr gehörte, außer der Einsicht in die Kraft geschichtlicher Gesetze, die andere von der verhängnisvollen Bedeutung der gewalttätigen Macht in unserer Zeit und nicht zuletzt ein ausgesprochener Sinn für die Grenzen des Menschen.

Das war überhaupt ein Wesenszug, der schon dem jungen Oeri eigen war, daß ihn das Rätsel Mensch anzog und früh sein Interesse für Psychologie weckte. Aus dieser Neigung ging seine Freundschaft mit dem Altersgenossen und Mit-Zofinger C. G. Jung hervor. Psychologische Probleme interessierten ihn sein Leben lang. Einmal schrieb er gar einen seelenkundlichen Essay: in der Festschrift für Eduard Korrodi war

er mit einem amüsant-besinnlichen Aufsatz vertreten, in welchem er deutsche Wesensart in bestimmten Archetypen des deutschen Märchens nachwies. Er gewann durch diese Studien Distanz von den Dingen und Gerechtigkeit im Urteil. Als Mitglied des Basler Kunstcredits und als Präsident des Basler Kunstvereins bewies er ein weitherziges Verständnis auch für ganz extreme künstlerische Auffassungen, eben aus solcher Ueberlegenheit. In diesem Zusammenhang muß auch auf den satirischen Roman «Hans Trampers Flucht vor der Langeweile» hingewiesen werden, den er, unter dem Pseudonym «Felix Sauerleu», im Jahre 1924 in mehreren Fortsetzungen im Sonntagsblatt der «Basler Nachrichten» erscheinen ließ. Der geistreiche, in den Nebenbemerkungen oft bissige Roman ist eine versöhnliche Satire auf schweizerisches Spießbürgertum und auf die verschiedenen Spielarten von Weltverbesserei. Es liegt ihm der Einfall zu Grunde, daß die Normalen und die Verrückten sich oft zum Verwechseln ähnlich sind.

Zum persönlichsten Teil seines Wesens gehörte dann aber, daß sein Temperament nicht nur kontemplativ war, sondern auf die Tat drängte. Er war bereit, das, was er mitbekommen, und das, was er aus eigenem Ringen hinzugefügt hatte, auszusetzen und zu erproben. Er entsagte ohne große Bedenken dem Lehrerberuf und der Möglichkeit einer beschaulichen Gelehrtenlaufbahn. Am 1. April 1901 begann er in Basel die Arbeit als Redaktor der «Allgemeinen Schweizer Zeitung».

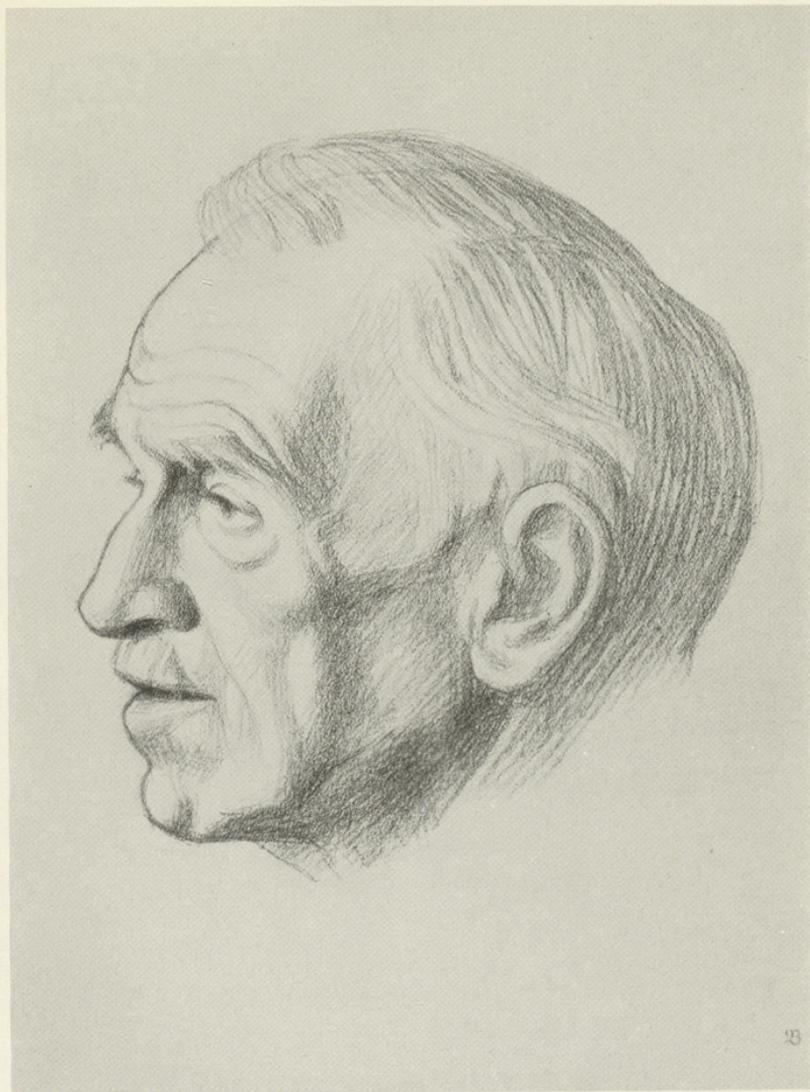
Daß Oeri in die Redaktion gerade dieser Zeitung eintrat, hatte an und für sich programmatischen Charakter. Das Blatt vertrat den protestantischen Konservatismus und war im übrigen parteipolitisch unabhängig. Ein Jahr nach Oeris Eintritt ereignete sich jener «Staatsstreich», durch den die bisher radikalen «Basler Nachrichten» durch ein Konsortium von den Wackernagelschen Erben erworben und mit der «Allgemeinen Schweizer Zeitung» vereinigt wurden. Es entstand ein neues Organ, das die Richtung der «Allgemeinen Schweizer Zeitung» fortsetzte, aber auch Blatt der Basler Liberalen wurde.

Es ist nicht einfach, Albert Oeris erste journalistische Spuren zu entdecken. An der «Allgemeinen Schweizer Zei-

tung» besorgte er die literarische, an den «Basler Nachrichten» bis zum Jahr 1911 zuerst die lokale, hernach die Inlandredaktion. Es war noch nicht üblich, daß die Redaktion regelmäßig zu den Ereignissen Stellung bezog, und noch waren die redaktionellen Artikel nicht gezeichnet. Es wird behauptet, die ersten politischen Artikel des Lokal- und spätern Inlandredaktors Oeri seien oft als «bärenhaft» empfunden worden zufolge ihrer nicht sehr verbindlichen und oft wohl auch sarkastischen Schreibart. Es lassen sich freilich in alten Jahrgängen der «Basler Nachrichten» auch Artikel finden, die Oeri als Urheber wahrscheinlich erscheinen lassen und die wegen ihrer Sachlichkeit, wo es um Personen geht, und ihrer Anschaulichkeit auffallen.

Oeri wächst in den ersten neun Jahren seiner journalistischen Wirksamkeit in die politische Welt des Kantons und der Eidgenossenschaft hinein. Er hat aber auch Gelegenheit, durch Reisen seinen Horizont zu weiten. Eine dieser, jeweilen in die Ferien verlegten Auslandsreisen führt ihn in den Vordern Orient, nach Armenien und der Türkei. Bald tritt er in der praktischen Politik auf und wird 1908 in den Großen Rat von Basel-Stadt gewählt. Ein bedeutsames privates Ereignis fällt in jene Jahre: am 30. April 1910 schließt er den Ehebund mit Johanna Preiswerk. 1911 wechselt er das Ressort und übernimmt die Auslandsredaktion der «Basler Nachrichten». Damit hatte er das Arbeitsgebiet gefunden, für das er recht eigentlich bestimmt war.

Ueberblicken wir an diesem Punkt vorerst das Nächste, Albert Oeris Wirksamkeit im öffentlichen Leben Basels. Sie bildet einen Bestandteil von Basels Geschichte der letzten vierzig Jahre. Sie setzt sich zusammen aus Oeris Tätigkeit im Großen Rat und aus seiner Mitarbeit in verschiedenen Körperschaften, vor allem des kulturellen Gebiets, so im Heimatschutz, im Kunstverein und in der staatlichen Kunstkommission. Oeri war als Großrat kein Vielredner. Er sprach selten, aber dann mit Gewicht. Er ergriff das Wort, wenn eine Situation das zu erfordern schien, und hinterließ in allen Reihen Eindruck durch die Klarheit seines Urteils wie die Ueber-



Albert Oeri, nach einer Zeichnung von Peter Birkhäuser

legenheit des Standpunktes; die nach allen Seiten hin verbindliche Allerweltsphrase freilich war ihm ein Greuel. Seine Liberalität bewies er durch Leidenschaftslosigkeit in den persönlichen Kontroversen, den konservativen Standort darin, daß er der Entwicklung vertraute, daß er den Mut hatte, überholte Positionen aufzugeben, und daß er dort für die Staatsautorität eintrat, wo der Rechtsgedanke es forderte. Deshalb sah man ihn in der Krise der Jahre 1918/19 sehr entschieden auf der Seite der bürgerlichen Einigung; gegenüber dem Spiel mit der Revolution forderte er die feste Haltung der ordnenden Kräfte.

Oeri übte in den zwanziger Jahren seinen Einfluß bei den Beratungen des neuen Schulgesetzes als Mitglied der großrätlichen Kommission aus. Aus den Protokollen ergibt sich, daß er gegen Experimente auftrat, die die Solidität des Wissens und der Arbeit zu gefährden trachteten; auch wandte er sich gegen eine ausgesprochene Privilegierung des Gymnasiums, in bezug auf die Auslese, von der er sich auf lange Sicht betrachtet nur Schaden für diese höhere Schule versprach. In diesen Beratungen dürfte er der Vertreter einer mittleren Linie gewesen sein, die ihm, angesichts der geistigen Vielheit, als einzig möglicher Weg erschien.

Ein ursprünglicher Wesenszug Albert Oeris war seine Verehrung für die bildenden Künste. Man möchte sagen, diese Hinneigung zur Kunst sei Teil seines Lebensgefühls gewesen. So wie er seine Kinder früh in Museen und Ausstellungen führte, pflegte er persönlich den Umgang mit Künstlern. Es war deshalb gegeben, daß ihn, anläßlich der internen Umwälzungen im Kunstverein in den zwanziger Jahren, die obliegende Gruppe einlud, an die Spitze des Vereins zu treten. Oeri nahm an. Er hat auf diesem Posten viel vermitteln müssen. Die von Vorurteilen freie Einstellung zum künstlerischen Schaffen und der angeborene Respekt vor der künstlerischen Leistung auch dort, wo er nichts mit ihr anzufangen wußte, halfen mit, daß er die heikle Aufgabe zum Nutzen des künstlerischen Schaffens und des Kunstvereins erfüllte.

Während — wie der kleine Ausschnitt zu zeigen versuchte — der heranreifende Mann maßgebend in das öffentliche

Leben seiner Stadt hineinwuchs, begann man über Basel hinaus auf den Kommentator der weltpolitischen Ereignisse in den «Basler Nachrichten» aufmerksam zu werden. Seit 1911 redigierte, wie wir bereits gesehen haben, Albert Oeri deren außenpolitischen Teil. Er zeichnete freilich erst seit dem 22. August 1920 seine Artikel mit dem bekannten O. Die unmittelbare Verbindung mit der schweizerischen Politik brachte dann vor allem das Ende des ersten Weltkrieges und die Auseinandersetzungen um den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund. Oeri trat als Gegner des Beitritts auf. Seine Broschüre «Wann soll die Schweiz dem Völkerbund beitreten?» wurde auch von den Anhängern als maßgebend empfunden. Der Titel besagte bereits, daß der Verfasser nicht gegen den Gedanken des Völkerbundes auftrat, wohl aber gegen den Eintritt der Schweiz in einem Zeitpunkt, da Amerika nicht mitmachte und der Genfer Liga die Universalität fehlte. Ueberdies hatte er größte Bedenken gegen die organisatorische Form des Völkerbundes vorzubringen.

Oeris Kampf gegen den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund wie sein späteres Ringen um eine gradlinige Völkerbundspolitik sind aufschlußreich für das politische Weltbild, aus dem heraus er schrieb und handelte, wie für die Problematik, in der sich damals unser Land befunden hat. Oeri hatte, als Leiter der außenpolitischen Abteilung seines Blattes, gründliche Einblicke in das internationale Kräftespiel gewonnen. Dies war nachhaltig wirksam für seine Beurteilung der sogenannten großen Politik. Oeri bangte für den Sieg der idealistischen Kräfte, ohne sich von der Stärke der gewalttätigen täuschen zu lassen.

Man braucht, um diese Eindrücke zu vertiefen, nur nach den «Basler Nachrichten» vom 2. August 1914 zu greifen. Wie spiegelt sich darin die Stimmung beim Kriegsausbruch? Gewiß, die Korrespondenzen aus europäischen Hauptstädten wissen von der besinnungslosen Begeisterung zu berichten, mit der der Kriegsausbruch von den Massen aufgenommen wurde. Im Tagesbericht des Blattes aber ist nichts dergleichen enthalten. Aus seinen Zeilen sprechen die Sorge und das

Wissen um den Umfang der Katasrophe, die begonnen hatte. Der Tagesbericht ist nicht gezeichnet, aber die Gesinnung, die er atmet, und sein Stil lassen auf Albert Oeri als Verfasser schließen. «Der Glaube und der Wille der Völker Europas drängt zum Krieg», heißt es darin, und am Schluß des kurzen Kommentars greift der Verfasser zu einem vergleichenden Beispiel aus der Geschichte; er befürchtet, man werde einst über die Folgen dieses Kriegsausbruches für Europa ähnlich urteilen, wie man heute über den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges im alten Griechenland urteilt: beide Kriege leiteten eine Zerstörung ein, die dem Untergang gleichkam. Der Artikel schließt mit der letzten Hoffnung, der amerikanische Präsident Woodrow Wilson möge versuchen, das Unglück aufzuhalten. Während also rings im Ausland eine Begeisterung ob dem spürbar gewordenen Tritt der Weltgeschichte tobte, behielt der Kommentator der «Basler Nachrichten» seinen kühlen Kopf; er spürte, daß zum Jubel kein Anlaß war.

Diese unbestechliche Haltung wurde in der Folgezeit maßgebend für die Einstellung des Blattes. Die Auslandsredaktion der «Basler Nachrichten» war nicht gewillt, den gewalttätigen Machtgeist hüben und drüben zu beschönigen, ungeachtet der Tatsache, daß sie gewissen, einseitig deutschfreundlichen Einflüssen Konzessionen machen mußte.

Ihr Wille nach Objektivität erregte zunächst auf deutscher Seite, und als dort der Glücksstern verblich, auf seiten der Entente, Mißfallen und bot Anlaß zu Interventionen beim Verwaltungsrat des Blattes. Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen einem Teil des Verwaltungsrates und Oeri, als dieser beim Zusammenbruch der Zentralmächte sehr entschieden den auf Versöhnung der Gegner ausgerichteten Kurs des Präsidenten Wilson unterstützte. Oeri nahm gegen die Politik der Revanche Stellung, womit er auf englischer und französischer Seite verschnupfte. Es gab Démarchen und Drohungen. Die ausgesprochen deutschfreundliche Richtung im Verwaltungsrat, die in den ersten Kriegsjahren ihren Einfluß auf verschiedenen Wegen geltend gemacht hatte, war nun geneigt, dem

westlichen Druck nachzugeben. Es sind ein Memorandum und ein Brief Albert Oeris vom Januar und Februar 1919 an einen nicht genannten Empfänger erhalten, in dem diese Verhältnisse eingehend geschildert sind.

Oeri focht den Kampf für die Meinungs- und Ueberzeugungsfreiheit seiner Redaktion durch. Er war entschlossen, zu demissionieren, falls er zum Nachgeben gezwungen werden sollte. Indessen, er siegte. Chefredaktor Pfarrer Zellweger hatte sich auf seine Seite gestellt. Zwar vertrat in den Auseinandersetzungen um den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund, die nun folgten, die Zeitung offiziell den Standpunkt für den Beitritt, man duldet aber Oeris gegenteilige Auffassung und ließ ihn zu Wort kommen. Die bittere Erfahrung, daß die Siegermächte des ersten Weltkrieges nicht davor zurückgeschreckt waren, selbst mit der Drohung wirtschaftlicher Repressalien ihnen nicht genehme schweizerische Pressestimmen zum Schweigen zu bringen, mochte mit dazu beitragen, Oeris Skepsis dem Völkerbund gegenüber zu verstärken. Er trat entschieden gegen den Beitritt auf — und verlor. Dann beugte er sich dem Volksentscheid, im Wissen darum, daß es im eigentlichen Interesse der Schweiz nun darum ging, der Liga der Nationen eine Chance zu geben.

Die Völkerbundsära der schweizerischen Politik leitete auch für den Journalisten Albert Oeri einen neuen Lebensabschnitt ein, nachdem der Politiker durch den Kampf um sie im ganzen Land bekannt geworden war. Oeris journalistischer Ruf drang bald über die Landesgrenzen hinaus. Er nahm als Vertreter seines Blattes persönlich an den Verhandlungen in Genf teil und berichtete in seiner geistvollen, unabhängigen, mit Durchblicken, verbindenden Linien und geschichtlichen Hinweisen gesättigten Art über sie. Er fand in Genf eine Plattform, wie sie die UNO bisher nicht wieder herzustellen vermocht hat, wurde die Stadt doch zum Treffpunkt des politischen Europas und für einige Jahre ein bewegendes Zentrum der Weltpolitik.

Die journalistische Tätigkeit am Völkerbund brachte Oeri indessen nicht nur mit den politischen Kreisen der internatio-

nen Welt zusammen. Sie blieb stets auf die Schweiz selbst bezogen. Oeris Völkerbundsartikel waren nicht journalistisches *art pour l'art* im selbstgefälligen Konzert der internationalen Presse, sondern informierende und stellungbeziehende Arbeit des seinem Land verpflichteten Politikers. Das verlieh ihr den besonderen Anstrich. Das führte auch zum Kontakt mit der schweizerischen Delegation, in erster Linie mit Bundesrat Motta.

Es müßte für die Kenntnis der Geschichte der schweizerischen Völkerbundspolitik aufschlußreich sein, wenn über die Zusammenarbeit zwischen Motta und Oeri Näheres bekannt wäre. Aufzeichnungen darüber gibt es nicht. Professor William Rappard erwähnte in seiner Ansprache an Albert Oeris Bahre, daß Oeri, noch bevor er der schweizerischen Völkerbundsdelegation angehörte, vor entschiedener Kritik nicht zurückscheute, als Motta, ob seiner Begeisterung für die Idee, sich in einer Rede über Grenzen hinauswagte, die ein schweizerischer Bundesrat respektieren mußte. Es zeugt für Oeris Mut, daß er Bundesrat Motta in einem entschiedenen Brief vorhielt, so «dürfe ein schweizerischer Bundesrat nicht sprechen», und daß jener gerade diese Kritik zum Anlaß nahm, um die engere Zusammenarbeit der beiden Männer einzuleiten. Oeri behielt aber gegenüber Motta stets seine innere Unabhängigkeit, ungeachtet aller Freundschaft.

In seiner Broschüre gegen den Eintritt der Schweiz in die Genfer Liga hatte Oeri am Schlusse geschrieben:

«Ich habe zwei heiße Wünsche für seine (des Volkes) Abstimmung: Wenn es *ablehnt*, so möge es aus schweizerischen Erwägungen heraus ablehnen und nicht aus russischen oder deutschen. Die Ablehnung aus germanophilen Motiven heraus kommt ja übrigens gar nicht mehr in Frage, seitdem der deutsche Gesandte den Bundesrat offiziell zu seinen Völkerbundserefolgen beglückwünscht hat und uns die deutsche Presse eifrig zum Eintritt zu überreden versucht. Und wenn das Schweizervolk *annimmt*, so möge es annehmen, weil ihm der Eintritt in den Völkerbund als ein guter, mit der Schweizerfreiheit vereinbar Fortschritt vorkommt, auch wenn es sich dabei

täuscht. Himmeltraurig wäre nur, wenn es sich auf den Standpunkt stellte, der Eintritt in den Völkerbund bedeute zwar die Kapitulation der freien Schweiz und sei ein Unglück, müsse aber doch erfolgen, weil wir zum Widerstand zu schwach seien.»

Auch diese für den Mann so bezeichnenden Formulierungen waren ein Programm. Man könnte sie über Oeris politische und journalistische Wirksamkeit setzen, während der Völkerbundszeit und nachher, als die Völkerbundsidee verfiel und die totalitären Kräfte in der europäischen Politik ihr Haupt erhoben. Oeri war inzwischen an die Grenzen der Sechzigerjahre gekommen und seit 1931 Mitglied des Nationalrates. Er war auf diesen Platz nachgerutscht, als der liberale Basler Vertreter im Nationalrat, Dr. Rudolf Miescher, zum Divisionär befördert worden war. Am 28. März 1931 wurde Oeri als Mieschers Nachfolger auf der liberalen Liste vom Regierungsrat bestätigt. Die Laufbahn des in der schweizerischen Politik längst Bekannten erhielt ihre Krönung.

Der Beginn von Oeris parlamentarischer Tätigkeit erfolgte in einem geschichtlich bedeutsamen Augenblick. Der Versuch, die Welt umfassend zu befrieden, war im Begriff zu scheitern. Bereits breitete die Weltwirtschaftskrise sich aus und leitete das politische Verhängnis ein. Die mühsam zusammengeflochtenen internationalen Beziehungen und übernationalen Bestrebungen hielten vor den elementaren Kräften nicht stand. Die Völker flüchteten sich in den sozialen, wirtschaftlichen und schließlich politischen Egoismus und Chauvinismus. Die Bewegung brandete über die Grenzen der Schweiz. Fronten und Bünde wurden gegründet, wirtschafts- und sozialpolitisch begann das Régime des Notrechts; zugleich setzte für die Eidgenossenschaft eine Epoche umfassender Bedrohung von außen her ein. In diesem Fluß aller Dinge erscheint Oeri als der Beständige. Der Mann, der 1914 dem allgemeinen Begeisterungstaumel widerstanden hatte, weil er hinter der Fassade den Abgrund sah, der Journalist, der von 1914 bis 1919 gegen Zumutungen von außen und gegen Opportunismus und Kleinmut im Innern gekämpft hatte, ließ sich vom Wesen der

beginnenden Bewegung in der internationalen wie in der schweizerischen Politik nicht täuschen. Oeri war 1920 dagegen aufgestanden, daß sein Land aus dem Kleinmut einer Kapitulationsstimmung dem Völkerbund beitrat. Er hatte das Wort «Widerstand» gebraucht. Jetzt begann eine Epoche, da es mit diesem Wort bitterer Ernst wurde. Für den Journalisten wie für den Politiker Oeri gab es nur dieses: Standhalten! Von da aus will er verstanden sein.

Oeris Wirksamkeit im Nationalrat reicht über eine Spanne von achtzehn Jahren. Sie ist die Wirksamkeit eines Einzelnen, der zu den Wenigen und Letzten zählte, die ihr politisches Gewicht nicht aus der Zugehörigkeit zu einer mächtigen Fraktion erhielten, sondern aus der Kraft ihrer Persönlichkeit, und die deshalb ihrem Gewissen doppelt verpflichtet waren. Die Bundesversammlung hatte Respekt vor Oeris außenpolitischem Wissen und Können. Deshalb folgte sie ihm auf diesem Gebiet über alle Parteigrenzen hinweg. Ihm verdankte sie es nicht zuletzt, daß der Bundesrat seinen Widerstand gegen einen stärkeren Einfluß der Bundesversammlung auf die auswärtige Politik schließlich aufgab und zustimmte, daß die Räte besondere permanente Kommissionen für Auswärtiges ernannten. Oeri hat den Instinkt dafür gehabt, daß das beschleunigte Tempo in der großen Politik eine vermehrte Hinwendung der Schweiz auf das außenpolitische Gebiet notwendig machte; in jenen Kommissionen für Auswärtiges sah er ein geeignetes Instrument dafür, um in außenpolitischen Fragen die Verbindung zwischen Volk und Bundesrat enger zu gestalten. Dieses Anliegen hielt er allerdings für dringlich. Das außenpolitische Programm, das er vertrat, war einfach und klar: gradlinige Neutralitätspolitik, Respekt vor dem freien Wort im Innern, strikte Ablehnung aller Einmischungsversuche des Auslandes in die Meinungsfreiheit.

Oeri hatte zu Beginn der dreißiger Jahre in die hochgehende politische Diskussion mit einer Broschüre eingegriffen. Sie enthielt so etwas wie sein politisches Glaubensbekenntnis. Das Büchlein trug den Titel «Alte Front», womit sie sich den vielen neuen Fronten entgegenstellte. Emil Dürr schrieb die

Einleitung zu den zwölf Aufsätzen und Vorträgen, die in dem Büchlein vereinigt waren. Mit Ausnahme des Aufsatzes über Schiller waren sie in den Jahren zwischen 1924—1933 entstanden. Die Sammlung bildete schon in den Ueberschriften der einzelnen Arbeiten ein umfassendes Programm schweizerischer Politik. Sie behandelte Grundsätzliches der Demokratie, der christlichen Kräfte in der Politik, der internationalen Verbindungen und der zeitkritischen Auseinandersetzung. Sie ist noch heute ein Brevier staatsbürgerlicher Erziehung. Oeri sah die Abgründigkeit der neuen Strömungen, erkannte von daher die Größe der Gefahr für die Schweiz, und so gab es für ihn nur *eine* schweizerische Politik: Durchhalten! Durchhalten, solange die Friedenszeit böse blieb, durchhalten, wenn es wieder Krieg geben sollte. «Durchhalten», rief er den Zürcher Studenten im Frühjahr 1933 zu, und er warnte vor dem Spiel mit dem Bürgerkrieg und dem «bürgerkriegsähnlichen Volkszwist», die er geradeheraus als Hochverrat bezeichnete.

Diese Haltung hat er konsequent in der bald beginnenden Vorkriegs- und neuen Kriegszeit eingenommen. Oeri hat sich innenpolitischen Reformbestrebungen nie verschlossen; er war ein Anhänger des Gedankens einer Reform der Bundesverfassung und hatte im Nationalrat eine Motion eingebracht, in der er anregte, in der Verfassung die Möglichkeit des eidgenössischen Verfassungsrates für Revisionen vorzusehen. Er widersetzte sich aber entschieden dem politischen Experimentieren in gefahrvollem Augenblick, da die Existenz des Staates selbst auf dem Spiele stand. Manche haben Oeris innenpolitisches Wirken als zu konziliant und, in bezug auf seine Stellungnahme zum unaufhaltsamen Anwachsen der Bundeskompetenzen, als zu *gouvernemental* empfunden. Diese Kritiker übersahen, daß Oeris politisches Handeln gänzlich von seiner geradezu seherischen Erkenntnis über die außenpolitische Entwicklung bestimmt war. Die Außenpolitik des Kleinstaates war für ihn mit Zeugnispflicht für die moralischen Werte verbunden und mit entschlossener Bereitschaft, unbilligen Zumutungen zu widerstehen. Man darf nicht vergessen, daß ihm

zwar die Vertreter aller Parteien in seinen außenpolitischen Thesen folgten, daß er sich aber dort, wo er entschieden für den Rechtsstaat eintrat, oft allein sah. Da ergab sich eben die Schwäche des Vertreters der kleinen parlamentarischen Gruppe, die nicht gegen die mächtigen Interessenblöcke aufkam. Hier zeigten sich die Grenzen seiner Wirkungsmöglichkeit. Man schätzte Oeri im Nationalratssaal als außenpolitischen Spezialisten, man hörte ihm zu als der Stimme des schweizerischen Gewissens, aber man folgte ihm auf dem innenpolitischen Gebiet nur selten. Man folgte ihm auch nicht in seiner Ueberzeugung, das Frauenstimmrecht sei eine für die schweizerische Demokratie nötige und fördernde Einrichtung. Oeri trat vor allem aus Gründen der Gerechtigkeit dafür ein. Wohl aber zählte er hernach, in der Kriegszeit, zu den Trägern einer würdigen Haltung, sei es nach außen, sei es im Innern, wo es galt, die Freiheit, neben allem Sicherheitsstreben, ungebrochen zu erhalten.

Oeri blieb indessen sein Einfluß als Journalist. Das war ein Einfluß auf das Volk, im eigenen Lande wie jenseits der Grenzen. Abschließend ein Wort über den großen Journalisten.

Als Albert Oeri die Siebzigerjahre überschritten hatte und sich, zuerst leise mahnend, dann drängender, die dunklen Boten der Krankheit meldeten, versuchten Freunde und nahe Verwandte ihn dazu zu bewegen, sich von der Last der täglichen Arbeit und der wöchentlichen Kommentare zurückzuziehen und in Muße seine Erinnerungen niederzuschreiben. Aber Oeri wollte nicht; nein, er *konnte* nicht. «Ich bin kein Schriftsteller, sondern ein Journalist», soll er damals gesagt haben. Er brauchte zum Arbeiten das Tagesgeschehen, die aus der Zeit selbst kommende, plötzliche Aufforderung, über das oder jenes schreiben zu müssen, die ganze unruhvolle Spannung der Redaktionsstube. Dieses Geständnis verriet, wie eng er mit seinem Berufe verwachsen war. Oeri schrieb ebenso sehr aus Lust am Schreiben wie aus Pflicht und Verantwortung. Er mußte aus innerstem Anliegen und Trieb dem Tagesgeschehen an den Fersen haften bleiben. Zum Deuter des Geschehens und damit zum Helfer für seine Leser wurde er

dadurch, daß er ob aller Hast des Tages nie der Gejagte war. Im Gespräch hörte er vor allem zu; in jeder freien Minute las er; bevor er schrieb, dachte er nach. So fand er die Kraft, im Strom der Zeit ein kraftvoller Schwimmer zu bleiben.

Fragt man sich, was dem O.-Kommentar die von seinen Lesern so geschätzte, besondere Note gab, so waren es dessen innere und äußere Merkmale. Man mag als die äußern den gepflegten Stil, die saubere Sprache und den Sinn für aparte Wendung bezeichnen, aber doch nur so weit, als diese Aeußerlichkeiten Ausdruck einer gefestigten, innern Form waren. Mit anderen Worten: der Journalist Oeri versuchte nie blendend zu schreiben, um des selbstgefälligen Glanzes seiner stilistischen Kunst willen, sondern der Stil paßte zum Inhalt seiner Artikel, bildete mit ihm ein Ganzes. Hinter der Leichtigkeit des Ausdruckes, hinter manchem Sarkasmus und mancher humorvollen Wendung, hinter dem bildhaften Wort und dem Wortspiel blieb stets der überlegene Betrachter spürbar, der über den Dingen stehende Kommentator. Wie es ein deutscher Leser einmal ausdrückte: er konnte unerhört schimpfen, ohne grob zu werden. Oeri besaß die Kunst, in einer einzigen Wendung ein abschließendes Urteil zu sprechen. So mit dem berühmt gewordenen Wort vom «Hakenkreuzzug», mit dem er Hitlers Behauptung, er führe einen Kreuzzug gegen den Bolschewismus, auf den richtigen Platz verwies. Wer Oeri nur der geistreichen Wendungen wegen las, hatte ihn nicht verstanden, noch wurde er dem verantwortungsvollen Journalisten gerecht. Götzendienst an menschlicher Größe war ihm zuwider, und die spielerisch-geistreichelnde, innerlich unbeteiligte Behandlung der weltgeschichtlichen Vorgänge war ihm völlig fremd. So wie sein Sarkasmus stets dem Humor verwandt blieb, trennte ihn sein Verantwortungsbewußtsein und seine unerhörte Mit-Leidensfähigkeit von blasierter Ironisierung der Geschichte. Deswegen schrieb er für alle und wurde er von allen gelesen, von Gebildeten und Ungebildeten. Am wenigsten vermochten die Halbgebildeten mit ihm anzufangen.

Die journalistische Arbeit war ihm Auftrag und An-

liegen. Bis zum Schlusse seiner Tage wollte er nichts anderes sein als ein Journalist. Dieser Beruf war ihm nie zu wenig. Auch der Chefredaktor Oeri kann nur von dieser hohen journalistischen Berufsauffassung her begriffen werden. Das Gewicht seines Wirkens als Chef lag darauf, Vorbild zu sein, während er den organisatorischen Aufgaben möglichst aus dem Wege ging. Aber selbst im Urteil über seine Tätigkeit als Chefredaktor bewies er eine bewundernswerte Distanz von sich selber. Zu Beginn der dreißiger Jahre schrieb er aus Amerika (als Fragen der internen Organisation des Blattes zur Diskussion standen): «Ich bin nach wie vor überzeugt, daß ich als Schreibender mehr wert bin für die Zeitung als als Chefredaktor.» Das stellte er unbefangen in einem Augenblick fest, da er bereits auf der Höhe seines journalistischen Ansehens stand. Dabei wußte er freilich sehr gut, was für eine geistige Bedeutung die Chefredaktorenstelle hatte, besonders als die allgemeine Unruhe nach 1933 anhub. Mit ihm wußten seine Feinde, vornehmlich die im Ausland, was Oeri an der Spitze der «Basler Nachrichten» bedeutete. Nicht umsonst gehörte sein Name zu den drei Namen schweizerischer Zeitungsschreiber, von denen Goebbels dem Bundesrat bedeutete, sie möchten ihre Federn niederlegen.

Die Liberalität, mit der er seine Oberaufsicht über das Blatt führte, war nicht uferlos, sondern hatte ihre Grenzen. Gegenüber den Kollegen lagen sie in Fragen des sauberen Stils und des journalistischen Geschmacks. Oeri griff dann mit glossierenden Weisungen ein, die kurz und träf gefaßt waren (sprachliche Modetorheiten nannte er z. B. in einem derartigen Ukas eine «Afferei»); daneben war er in seinem Element, wenn es galt, das Blatt oder die Kollegen gegen ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen. Die gewisse schulmeisterliche Ader seines Wesens, die er selber ganz genau kannte, bekamen dann derartige Schulmeister ihrerseits gründlich zu spüren. Sie kam dem Blatt besonders in der minutiösen Textkontrolle zugute, die Oeri tagtäglich über es ausübte.

Innerster Kern des Journalisten wie des Politikers war und blieb seine große Menschlichkeit. Sie war nicht alles verzeihen-

de Schwäche, noch entsprang sie einem kategorischen Moralismus. Sie war Güte in einem umfassend tiefen, wahrhaft christlichen Sinn; sie war Erbarmen mit der leidenden Kreatur, Mitleid mit den Menschen auf der Nachtseite des Lebens, mit der Fragwürdigkeit des Menschlichen überhaupt. Alles aber war geborgen in einer unkomplizierten, begnadeten Gläubigkeit. Aus ihr floß sein Mut, allein zu stehen, wenn es nötig war, auf sie stützte sich seine Unbestechlichkeit, von dort her gewann er den sicheren Blick für die Menschen. Deswegen war alles, was er uns schenkte, ein Ganzes. Deswegen wird es bleiben.

Am 21. September 1945 feierte Albert Oeri seinen 70. Geburtstag. Er war geistig noch vollkommen frisch, körperlich gebeugt, aber ohne besondere Beschwerden. Es wurden ihm große und verdiente Ehrungen zuteil: die Juristische Fakultät der Universität Basel verlieh ihm den Ehrendoktor, desgleichen die Medizinische Fakultät der Universität Bern, diese letzte, weil er sich um die geistige Gesundheit des Schweizervolkes verdient gemacht habe. Bald nach dieser Feier trat die Krankheit hervor. Es setzten rasch zunehmende Herzbeschwerden ein. Oeri wich nur schrittweise zurück. 1948 gab er, nach 40jähriger Zugehörigkeit zum Großen Rat, dieses Mandat auf. Im Frühjahr 1949 trat er als Nationalrat zurück, und bald darauf als Chefredaktor seines Blattes. Erst wenige Monate vor seinem Tod, auf den 1. Oktober 1950, nahm er das Angebot an, sich pensionieren zu lassen. Aber auch dann noch behielt er seinen Arbeitsraum auf der Redaktion und fuhr, so oft es sein gesundheitlicher Zustand erlaubte, ins Bureau. Die Attacken auf sein Herz häuften sich, seit er im Winter 1949 einen Schlaganfall erlitten hatte, von dem er sich damals so erstaunlich rasch erholte. Am Nachmittag des 22. Dezember 1950 verschied Albert Oeri im Spital in Riehen im Alter von fünfundsiebzig Jahren und drei Monaten.